

5709 9700

# Das Buch für Alle

□ □ □

## Illustrierte Familienzeitung

### Chronik der Gegenwart

Dierundvierzigster Jahrgang

□

□

□

1909

□

□

□



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

## Das Tuch.

Erzählung von Karl Pauli.

(Nachdruck verboten.)

Es war ganz still in dem überheizten Zimmer, nur eine Uhr tickte, ein Kottschlitten, das in einem Baur am Fenster hing, stieß zuweilen einen leisen, piependen Ton aus, wenn es von Stange zu Stange seines Käfigs sprang, und mitunter knirschte ein kratzender Ton durch die Stille, welcher von einer Stahlfeder herührte, die eine ungeübte Kinderhand mühsam über das Papier führte.

Der auf der Ofenbank sitzende Mann hatte die Augen halb geschlossen und starrte schläfrig vor sich nieder; der etwa neunjährige Knabe, der an dem rotgestrichenen Tisch saß und Schularbeiten machte, hockte ganz schief auf seinem Stuhl, mit dem Kopf beinahe die Tischplatte berührend, und malte mit ungehobelter Hand Buchstaben in ein Schreibheft.

Der Mann auf der Ofenbank hob endlich den Blick und ließ ihn im Zimmer umhersehweifen, einmal, zweimal sah er sich der Reihe nach um, dann sank er, ein halb verächtliches, halb resigniertes Lächeln auf den Lippen, wieder in seine vorige Stellung zurück.

Viel war es freilich nicht, an dem er sein Auge weiden konnte, der Möbelvorrat des Zimmers war mit einer längs der Wand hinlaufenden Bank, einer ebensolchen um zwei Seiten des Ofens, einem vier-eckigen Tisch, zwei Stühlen, alles rot gestrichen, erschöpft. Als Zimmer schmuck konnte man das Vogelbauer rechnen und ein Bild, das an der Wand neben dem Ofen hing, einen Dragoner auf wild sich bäumendem Pferde darstellend, der mit geschwungenem Säbel gegen einen nicht sichtbaren Feind anstürmte. Das Pferd und der Reiter waren Farbendruck, das Gesicht des Dragoners aber, aus einer Photographie ausgeschnitten, zeigte einen so friedlichen Ausdruck und wendete sich so entschieden von der Richtung des Rittes, also auch von dem Feinde ab, daß der Gesamteindruck mehr komisch als kriegerisch wirkte. Endlich konnte man etwa noch eine riesengroße Wanduhr mit mächtigen Gewichten und großen Zahlen, einen sogenannten Seger oder Seiger, als Zimmer schmuck betrachten.

Trotz dieser Einfachheit war das verächtliche Lächeln des Mannes auf der Ofenbank nicht am Platze. War die Einrichtung auch einfach, ärmlich sogar, so unterschied sie sich doch durchaus nicht von der anderer Hütten und Häuser im ganzen Gebirge. So wie hier sah es in allen Stuben aus, wohin man auch kommen mochte, selbst bei den wohlhabenden Bauern; höchstens daß da ein gepolsterter Großvaterstuhl in der „Hölle“, wie der Platz zwischen dem Ofen und der Wand genannt wurde, stand. Was brauchte man auch sonst für Bequemlichkeiten? Für das Sitzen waren die Bänke längs der Wand und die Ofenbank da, und liegen konnte man im Bett oder im Heu draußen.

Nun, daraufhin hatte auch der Mann auf der Ofenbank, der Steinbrucharbeiter Seibt, sein Hab und Gut nicht abtaxiert. Wie wäre er auch dazu gekommen? Nein, wenn man sein Eigentum abschätzt, muß man seinen Wert gegen einen Gegenwert abwägen, und bei dieser Musterung des Mobiliars sah Seibt ein, daß er darauf bei Tilgung seiner Schulden nicht rechnen konnte.

Das war alles zusammen keine dreißig Mark wert.

Ja — Seibt hatte Schulden! Als er vor drei Jahren den alten Steinbruch über der Halde pachtete, da glaubte er, halb nicht mehr in Not und Sorge zu sitzen, sondern ein hübsches Sümmdchen erübrigt zu haben. Aber es war anders gekommen, er hatte sich getäuscht, der Bruch war erschöpft gewesen, die Steine, die noch nach einer Schicht vor-gelagerter gekommen waren, hatten sich als brüchig und minderwertig erwiesen. So hatte er nicht nur sein mühsam erspartes Kapital drangeben müssen, sondern hatte noch Schulden obendrein gemacht, die er jetzt, wo er wieder im Taglohn arbeitete, von seinen paar Groschen abzahlen sollte und auch zahlte. Es wäre schließlich auch noch gegangen, wenn nicht sein Hauptgläubiger, der alte Kretschmer, plötzlich gestorben, und der Erbregulierung wegen jetzt die Restschuld auf einmal von ihm verlangt worden wäre. Seibt weigerte sich zu zahlen und pochte auf sein Recht. Er könne das Geld wiedergeben, wenn es ihm passe. Die Folge davon war natürlich eine Klage, in der Seibt, da über die verabredete Rückzahlung nichts Schriftliches vorhanden war, zur Zahlung verurteilt wurde.

Das war schon eine ganze Weile her, jeden Tag konnte der Gerichtsvollzieher kommen und pfänden. Was sollte der aber hier pfänden? Da ging's dann eben ans Häufel, des Mannes ganzen Stolz, da



„Wo willst du denn hin?“ fragte die Frau etwas eingeschüchtert.

„Wo soll ich denn hingehen?“ sagte er in demselben unwirschigen Tone, „ich muß doch versuchen, Rat zu schaffen, einer muß sich doch um was kümmern, so mir nichts dir nichts läßt man sich doch nicht bei Wind und Wetter vom Häufel jagen!“

Die Frau sah ihm bekümmert nach, ein schwerer Seufzer hob ihre Brust. Er würde nichts ausrichten, das wußte sie, und wenn sie wirklich vom Häufel müßten — sie wagte den Gedanken gar nicht auszudenken. Sie ging wieder in die Kammer und suchte noch einmal nach dem Tuch. Es mußte ja da liegen, wo sollte es denn sonst sein! Aber sie fand es nicht, es steckte weder in der Jacke, die Seibt gestern getragen hatte, noch lag es in der Kammer. Er mußte es also doch wohl verloren haben. Sie wollte ihn fragen, wo er überall gewesen sei, beschloß aber dann, lieber nicht mehr davon anzufangen, weil es ihn zu verdrießen schien.

Nach ein paar Stunden kam der Mann zurück, seine Augen glühten, sein Gang war nicht so sicher wie sonst.

„Na, siehst du,“ sagte er, die Müße auf den Tisch werfend, „ich hab's doch noch ins reine gebracht! Mit dem Verkaufen ist's vorderhand nichts!“

Die Frau schwankte vor Freude bei dieser Nachricht so sehr, daß sie sich an der Wanne festhalten mußte. Aber das Zeigen von Gefühlsäußerungen ist auf dem Lande nicht Brauch, sie sagte daher auch weiter nichts als: „Da hat dir wohl einer was geborgt?“

„Wird schon so sein,“ erwiderte er ausweichend.

„Wer denn?“ Sie sah ihn neugierig an.

Er warf ihr einen zornigen Blick zu und sagte dann: „Was geht denn dich das an! Kümme dich um deine Sachen!“

„Aber sei doch nicht so komisch! Ich muß doch wissen, wem wir Geld schuldig sind! Wenn dir nun was passiert?“

„Mir passiert nichts!“ schrie Seibt. „Nimm du dich nur in acht, daß dir nichts passiert!“ Er hob die Hand, als wolle er sie schlagen.

„Du Lämml!“ rief die Frau verächtlich. „Wenn du betrunken bist —“ Sie konnte nicht weiter reden, denn ein Faustschlag traf sie mitten ins Gesicht.

Das war der erste Schlag, den sie erhielt, seitdem sie verheiratet waren. Sie sagte kein Wort, schweigend wischte sie sich die Tränen aus den Augen und ging hinaus.

Als Gustav aus der Schule kam und die Mutter am Waschfaß stehen sah, sagte er: „Muttel, wenn du wäscht, da wäsch' nur auch gleich das Tuch mit, das der Vater gestern in die Tinte getaucht hat!“

Leise, damit es der in der Kammer schlafende Seibt nicht hörte, antwortete sie: „Sei still von dem Tuch! Der Vater ärgert sich schon genug, daß er's verloren hat. Sag nichts mehr davon — hörst du!“

Gustav nickte. Er hielt es für sehr begreiflich, daß der Vater ärgerlich war, das Tuch verloren zu haben, denn es hatte gewiß großen Wert. Er erinnerte sich wenigstens, daß er fürchterliche Prügel bekommen, als er einst eines verloren hatte, und das war ein altes, geflicktes gewesen, nicht ein so gutes neues, wie das, das der Vater verloren hatte.

Er hielt es daher für sehr begreiflich, wenn er den Vater in den kommenden Nächten schwer aufseufzen hörte, und sagte auch der Mutter nichts davon, denn er wollte nicht,

